



ELENA
FERRANTE
LÄSTIGE
LIEBE

Roman
Suhrkamp

VII

Ich war kräftig, mager, schnell und entschlossen, und nicht nur das: Mir gefiel meine Gewissheit, dass ich so war. Aber was in dem Moment geschah, weiß ich nicht. Vielleicht lag es an meiner Müdigkeit, vielleicht an der Aufregung darüber, dass die Tür, die ich so sorgfältig abgeschlossen hatte, weit offen stand. Vielleicht war ich von der hell erleuchteten Wohnung geblendet, von dem Koffer und der Handtasche meiner Mutter, deutlich sichtbar auf der Schwelle. Oder vielleicht lag es an etwas anderem. Es lag an dem Abscheu, den ich empfand, als mir bewusst wurde, dass mir das Bild dieses alten Mannes hinter den verzierten Glasscheiben des Fahrstuhls für einen Augenblick wie von einer düsteren Schönheit erschienen war. Daher rührte ich mich nicht und zwang mich, anstatt ihm zu folgen, mir jedes Detail einzuprägen, auch als der Fahrstuhl schon im Schacht verschwunden war.

Als mir das klar wurde, fühlte ich mich kraftlos, niedergedrückt von der Empfindung, mich vor dem Teil von mir erniedrigt zu haben, der über jede mögliche Schwäche des anderen Teils wachte. Ich kam noch rechtzeitig ans Fenster, um zu sehen, wie der Mann sich im Licht der Laternen auf der kleinen Straße entfernte, hoch aufgerichtet, mit bedächtigen, aber nicht schwerfälligen Schritten, den Beutel in der rechten Hand, den Arm fest angespannt und seitlich etwas abstehend, während der schwarze Plastikboden das Pflaster streifte. Ich hastete wieder zur Wohnungstür und wollte die Treppe hinunterstürmen. Doch die Nachbarin, Signora De Riso, war in dem senkrechten Lichtspalt aufgetaucht, der sich zwischen ihrer Tür und dem Türrahmen vorsichtig aufgetan hatte.

Sie trug ein langes Nachthemd aus rosa Baumwolle und sah mich feindselig an, ihr Gesicht von der Kette zerteilt, die Übeltätern den Eintritt verwehren sollte. Garantiert stand sie schon seit einer ganzen Weile da, hatte durch den Spion gespäht und an der Tür gelauscht.

»Was ist denn hier los?«, fragte sie streitsüchtig. »Die ganze Nacht rumorst du herum.« Ich wollte schon genauso streitsüchtig antworten, doch dann fiel mir ein, dass sie einen Mann erwähnt hatte, mit dem meine Mutter sich öfter getroffen hatte, und besann mich rechtzeitig darauf, dass ich mich beherrschen musste, wenn ich mehr erfahren wollte. Ich musste mir wünschen, dass die klatschsüchtige Andeutung, die mich am Nachmittag noch geärgert hatte, zu einem ausführlichen Getratsche wurde, zu einer Entschädigung für die einsame, alte Frau, die nicht wusste, wie sie die Nächte herumbringen sollte.

»Nichts«, sagte ich und versuchte, wieder normal zu atmen. »Ich kann nicht schlafen.«

Sie brabbelte etwas von den Toten, denen es schwerfalle, endgültig zu gehen.

»In der ersten Nacht lassen sie einen nie schlafen«, sagte sie.

»War es sehr laut? Habe ich Sie gestört?«, erkundigte ich mich mit gespielter Liebenswürdigkeit.

»Ab einer bestimmten Zeit schlafe ich wenig und schlecht. Und dann das Türschloss, ständig hast du auf- und zugeschlossen.«

»Das stimmt«, antwortete ich. »Meine Nerven sind nicht die besten. Ich habe geträumt, dass der Mann, von dem Sie mir erzählt haben, hier auf dem Treppenabsatz war.«

Die Alte merkte, dass ich einen anderen Ton angeschlagen hatte und bereit war, mir ihre Klatschgeschichten anzuhören, wollte aber sicher sein, dass ich sie nicht wieder abwies.

»Was denn für ein Mann?«, fragte sie.

»Der, von dem Sie mir erzählt haben ... der immer hergekommen ist, um meine Mutter zu besuchen. Ich habe beim Einschlafen an ihn gedacht ...«

»Ein anständiger Mann, er hat Amalia aufgeheitert. Brachte ihr Blätterteigtaschen und Blumen mit. Wenn er kam, hörte ich die beiden unentwegt reden und lachen. Vor allem sie lachte, und so laut, dass man es auch im Erdgeschoss hörte.«

»Was haben sie denn geredet?«

»Das weiß ich nicht, ich habe da nicht zugehört. Ich kümmere mich nicht um anderer Leute Angelegenheiten.«

Ich wurde ungeduldig.

»Hat Amalia denn nie über ihn gesprochen?«

»Doch«, räumte Signora De Riso ein, »einmal, als ich sie zusammen aus dem Haus gehen sah. Sie sagte, sie würde ihn seit fünfzig Jahren kennen, er sei wie ein Verwandter für sie. Also müsstest du ihn ja auch kennen. Er war groß, dünn, mit weißen Haaren. Deine Mutter behandelte ihn, als wäre er ihr Bruder. Sehr vertraut.«

»Wie hieß er denn?«

»Keine Ahnung. Das hat sie mir nie gesagt. Amalia machte, was sie wollte. Mal erzählte sie mir von sich, auch wenn ich gar nichts davon hören wollte, und am nächsten Tag grüßte sie mich nicht mal. Von den Blätterteigtaschen weiß ich nur, weil die beiden nicht alle aufgegessen hatten und Amalia mir welche brachte. Sie brachte mir auch die Blumen, weil sie von ihrem Duft Kopfschmerzen bekam, in den letzten Monaten hatte sie immer Kopfschmerzen. Aber dass sie mich mal eingeladen und ihn mir vorgestellt hätte, nein, nie.«

»Vielleicht wollte sie Sie nicht in Verlegenheit bringen.«

»Ach was, sie wollte für sich bleiben. Das habe ich genau gemerkt und mich nicht aufgedrängt. Aber auf deine Mutter war kein Verlass, das muss ich schon sagen.«

»Inwiefern?«

»Sie benahm sich nicht, wie es sich gehört. Ich bin diesem Herrn nur einmal begegnet. Er war ein gutausssehender, alter Mann, elegant gekleidet, und als ich die beiden traf, hat er eine Verbeugung angedeutet. Sie dagegen hat sich weggedreht und ein Schimpfwort zu mir gesagt.«

»Das haben Sie vielleicht falsch verstanden.«

»Ich habe sehr gut verstanden. Sie hatte neuerdings den Drang, die übelsten Schimpfwörter zu sagen, sehr laut, auch wenn sie allein war. Und dann lachte sie los. Ich konnte sie von hier aus hören, in meiner Küche.«

»Meine Mutter hat nie Schimpfwörter gebraucht.«

»Na, und ob, und ob ... In einem gewissen Alter sollte man sich doch wirklich ein bisschen zusammennehmen.«

»Stimmt«, sagte ich. Der Koffer und die Handtasche auf der Türschwelle fielen mir wieder ein. Für mich war diesen Gegenständen auf dem Weg, den sie wohl hinter sich hatten, die Würde von Amalias Habseligkeiten abhandengekommen. Die wollte ich Amalia zurückgeben. Doch von meiner Nachgiebigkeit ermutigt, hakte die Alte die Kette aus und trat vor die Tür.

»Was soll's«, sagte sie. »Um diese Zeit kann ich sowieso nicht mehr schlafen.«

Mit der Befürchtung, sie könnte zu mir herüberkommen, trat ich hastig in die Wohnung meiner Mutter zurück.

»Aber ich werde versuchen, noch ein bisschen Schlaf zu finden«, sagte ich.

Signora De Riso zog ein finsternes Gesicht und ließ sofort von ihrem Vorhaben ab. Ärgerlich legte sie die Kette wieder vor.

»Amalia wollte auch immer in meine Wohnung kommen, und in ihre hat sie mich nie gelassen«, brummte sie. Dann machte sie mir die Tür vor der Nase zu.

VIII

Ich setzte mich auf den Fußboden und begann mit dem Koffer. Ich öffnete ihn, fand aber nichts, was, soweit ich wusste, meiner Mutter gehört hatte. Alles war brandneu: ein Paar rosa Pantoffeln, ein puderfarbener Satinmorgenrock, zwei ungetragene Kleider, eines in Rostrot, zu eng und zu jugendlich für sie, und ein gemäßigteres, aber sicherlich zu kurzes in Dunkelblau, fünf edle Slips, ein Kosmetikkoffer aus braunem Leder voller Parfüms, Deos, Cremes, Schminkzeug und Reinigungsotionen: für sie, die sich in ihrem ganzen Leben nicht geschminkt hatte.

Dann nahm ich mir ihre Handtasche vor. Als Erstes zog ich ein weißes Spitzenhöschen heraus. Mir fiel sofort auf, dass es mit den drei gut sichtbaren V an der rechten Seite und mit seinem feinen Muster das Pendant zu dem BH war, den Amalia getragen hatte, als sie ertrunken war. Ich sah es mir genauer an. Links hatte es einen kleinen Riss, als hätte man es sich angezogen, obwohl es ganz offensichtlich eine Nummer zu klein gewesen war. Mein Magen krampfte sich zusammen, und ich hielt die Luft an. Ich wühlte weiter in der Tasche, vor allem auf der Suche nach den Wohnungsschlüsseln. Natürlich fand ich sie nicht. Dafür aber Amalias Lesebrille, neun Telefonmünzen und ihre Briefftasche. Darin steckten zweihunderttausend Lire (eine für sie beträchtliche Summe, hatte sie doch von dem wenigen Geld gelebt, das wir drei Schwestern ihr monatlich überwiesen hatten) sowie die Quittung einer bezahlten Stromrechnung, ihr Personalausweis in einer Plastikhülle und ein altes Foto von mir und meinen Schwestern zusammen mit meinem Vater. Das Foto war abgegriffen. Solche Bilder von uns aus längst vergangenen Zeiten waren vergilbt und von Rissen durchzogen wie auf manchen Altarbildern die Gestalten der geflügelten Dämonen, die von den Gläubigen mit spitzen Gegenständen zerkratzt worden waren.

Ich ließ das Foto auf dem Boden liegen und stand auf, gegen eine wachsende Übelkeit ankämpfend. Ich suchte in der ganzen Wohnung nach dem Telefonbuch, und als ich es gefunden hatte, blätterte ich hastig bis zu Caserta. Ich wollte ihn nicht anrufen, ich wollte seine Adresse. Als ich feststellte, dass es drei engbedruckte Seiten mit Casertas gab, fiel mir ein, dass ich seinen Vornamen nicht kannte. In meiner Kindheit hatte ihn nie jemand anders als Caserta genannt. Da warf ich das Telefonbuch in die Ecke und stürzte ins Bad. Ich konnte den Brechreiz nicht länger unterdrücken und hatte für einige Sekunden Angst, mein ganzer Körper könnte sich mit einem selbstzerstörerischen Furor gegen mich aufbäumen, vor dem ich mich als Kind stets gefürchtet hatte und den ich, als ich heranwuchs, zu bändigen versuchte. Dann beruhigte ich mich. Ich spülte mir den Mund aus und wusch mir gründlich das Gesicht. Als ich im schräg über dem Waschbecken

hängenden Spiegel sah, wie blass und welk es war, beschloss ich kurzerhand, mich zu schminken.

Das war neu. Ich schminkte mich weder oft noch gern. Als junges Mädchen hatte ich es getan, doch das war lange vorbei. Ich fand nicht, dass ein Make-up mich schöner machte. Aber jetzt schien mir, dass ich eines brauchte. Ich holte den Kosmetikkoffer meiner Mutter, ging ins Bad zurück, öffnete ihn und nahm eine Dose mit Feuchtigkeitscreme heraus, in der ein schüchterner Abdruck von Amalias Finger war. Ich verwischte ihre Spur mit meiner, indem ich reichlich Creme aufnahm. Hitzig rieb ich mir das Gesicht ein, und meine Wangen spannten sich. Dann griff ich zum Puder und bedeckte mein Gesicht akribisch damit.

»Du bist ein Geist«, sagte ich zu der Frau im Spiegel. Sie hatte das Gesicht einer etwa Vierzigjährigen, schloss erst das eine Auge, dann das andere, und über jedes fuhr ein schwarzer Stift. Sie war hager, scharfkantig, mit markanten Wangenknochen und wie durch ein Wunder faltenfrei. Sie trug ihr Haar extrem kurz, um dessen Rabenschwarz möglichst wenig zu betonen, das übrigens zu ihrer Erleichterung endlich zu Grau verblich und sich anschickte, für immer zu verschwinden. Ich trug Wimperntusche auf.

»Ich habe keine Ähnlichkeit mit dir«, flüsterte ich ihr zu, während ich etwas Rouge auflegte. Um nicht eines Besseren belehrt zu werden, versuchte ich, sie nicht anzusehen. Und so fiel mein Blick im Spiegel auf das Bidet. Ich drehte mich um, weil ich nachsehen wollte, was an diesem alten Modell mit seinen riesigen, verkrusteten Wasserhähnen fehlte, und als es mir klar wurde, musste ich lachen. Caserta hatte auch den blutverschmierten Slip mitgenommen, den ich auf dem Boden liegengelassen hatte.